

DAS DOPPELLEBEN DER KLASSIKER

Umgangssprache und Klassiker: ein Zusammenhang scheint da auf den ersten Blick kaum zu bestehen. Wir sind uns nicht immer bewusst, wie häufig wir Beispiele und Fügungen verwenden, die letztlich aus den klassischen Werken unserer Kultur stammen. Und noch weniger bewusst sind wir uns, was uns dieser Zusammenhang über unsere Klassiker, über unsere Sprache und über uns selbst sagen kann. Es soll hier am Beispiel Shakespeare angedeutet werden.

argumentiert worden — weisen eine Offenheit auf, die es den Lesern und Zuschauern möglich macht, ihre Anliegen und Interessen immer wieder neu in sie hineinzulegen.

Das klingt verlockend; aber es erklärt nicht, weshalb diese Texte immer wieder gelesen und aufgeführt werden. Es könnte ja neben den Klassikern auch sehr viele andere Werke geben, welche ebenso offen sind — bloss wissen wir es nicht, weil sie eben nicht ständig wieder gelesen werden. Mit andern Worten: Es können nicht die Qualitäten des Texts allein sein, die ein Werk zum Klassiker werden lassen.

Klassiker, so könnte man deshalb weiterhin sagen, sind Werke, die das Buch

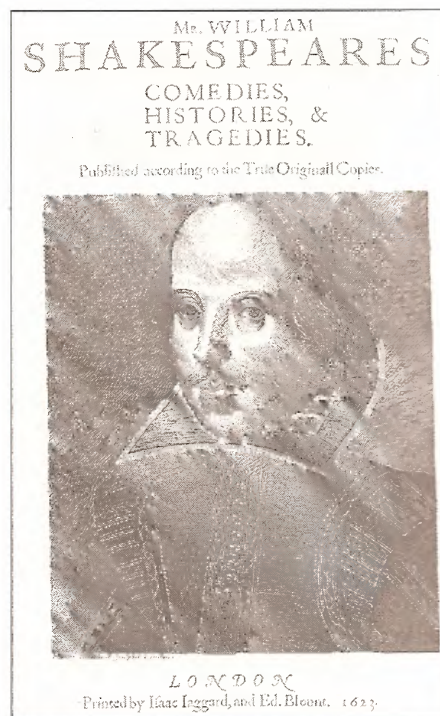
Prof. Dr. Balz Engler
Englisches Seminar
der Universität Basel

Vor einigen Jahren fragten fünf renommierte Zeitungen in fünf europäischen Ländern ihre Leser, wen sie für die bedeutendsten Autoren Europas hielten. Sie taten dies in der spielerischen Absicht, neben der Europäischen Wirtschafts-Gemeinschaft auch eine Europäische Gemeinschaft der Literatur erkennbar zu machen. Die Resultate der Umfragen waren eindeutig: Die Franzosen wählten Shakespeare, die Spanier Shakespeare, die Italiener Shakespeare, die Deutschen Shakespeare. Nur die Briten wählten Dante — nach den Regeln des Spiels durften keine Autoren aus dem eigenen Land genannt werden.

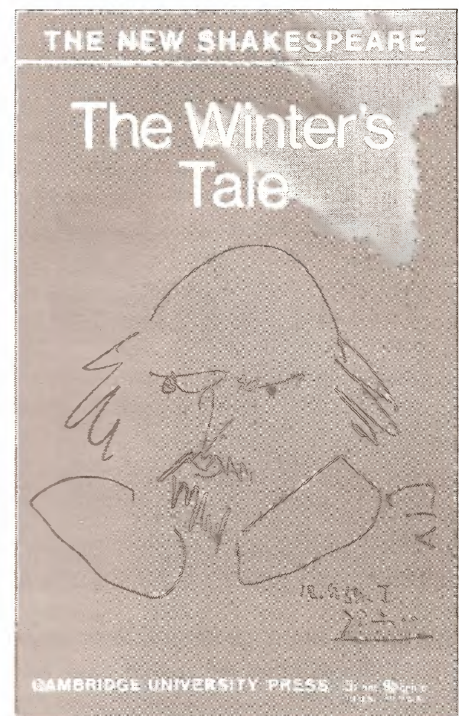
Woran dachten die Leser in fünf europäischen Ländern, als sie «Shakespeare» nannten? Verwiesen alle auf das Gleiche? Eine Antwort auf diese Fragen führt weit über das hinaus, was man gemeinhin als Literaturwissenschaft bezeichnet.

Weshalb werden Klassiker gelesen?

Sobald wir nach Shakespeares Allgemeingültigkeit fragen, reden wir über das Problem des Klassikers. Klassiker, so kann man in aller Kürze sagen, sind



Jede Zeit macht sich ihr eigenes Bild von «Shakespeare» — von seinen Werken und seinem Aussehen. Beispiele dafür sind das Titelblatt der ersten Shakespeare-Gesamtausgabe von 1623 (der sogenannte Droeshout-Stich gilt als eines der beiden glaubwürdigen zeitgenössischen Portraits) und der Umschlag der New Shakespeare-Ausgabe (1968) mit einer Zeichnung von Picasso.



Autoren und Werke, die immer wieder gelesen, immer wieder aufgeführt werden, Werke, die jede Zeit wieder für sich wichtig findet; sie können also auch als zeitlos gelten. Weshalb aber haben sie Bestand, im Unterschied zu andern Autoren und Werken? Klassiker — so ist

verlassen haben und eine Existenz ausserhalb gewonnen haben — im Erinnerungsvermögen, in der Sprache der Menschen. Dies geschieht vor allem in drei Formen. Wir verwenden Geschichten und Situationen aus ihnen, um unsere tägliche Erfahrung zu interpretie-

ren. Um bei Beispielen aus Shakespeare zu bleiben: Petruccios Zähmen der widerspenstigen Katherine, der unerbittliche Streit zwischen den Montagues und den Capulets in *Romeo und Julia*. Und wenn wir einen schwarz gekleideten jungen Mann abgebildet sehen, der nachdenklich einen Schädel betrachtet, so wissen wir, dass dies Hamlet ist — ob wir das Stück kennen oder nicht. Weiterhin verwenden wir Figuren, reduziert auf ihre typischen Züge, um andere Menschen zu charakterisieren. Jago ist ein eiskalter Schurke, Falstaff ein prahlerischer und feiger Lebemann. Schliesslich verwenden wir im täglichen Umgang Zitate als Redensarten und Sprichwörter, als «geflügelte Worte», wie man im Deutschen mit einer homerischen Wendung sagt. Aus Shakespeare stammen im Deutschen sehr viele solcher Wendungen: «Ende gut, alles gut», «Ich wittere Morgenluft», etc. — ja sogar «ein Wald voll Affen».

Weiterleben in der mündlichen Kultur

Die drei Formen von Shakespeares Gegenwart, als Geschichte, als typische Figur und als Wendung, sind nun genau jene, die in der Sprachkunst von Kulturen, die keine Schrift kennen, den «oralen» Kulturen, eine zentrale Rolle spielen. Wir können deshalb noch einen Schritt weiter gehen und Klassiker definieren als Werke, die in oralen Versionen — ausserhalb der Schrift — existieren. Ihre Universalität und Zeitlosigkeit ist denn auch beschränkt: der Shakespeare der Franzosen ist anders als jener der Deutschen; und Shakespeare als unser Zeitgenosse ist anders als jener des Bildungsbürgertums im 19. Jahrhundert.

Literarische Klassiker unterscheiden sich allerdings in einem wesentlichen Punkt von oraler Dichtung. Sie existieren nicht nur in Geschichten, Figuren und Wendungen, sondern eben auch als Texte, die es wert sind, dass man zu ihnen zurückkehrt. Der literarische Klassiker führt deshalb ein Doppelleben — ein mündliches und ein schriftliches. Und es ist der Konflikt zwischen diesen zwei Formen der Existenz, der

uns diese Werke immer wieder lesen und neu auslegen lässt.

«Sucht» sich die Welt ihre Klassiker?

Dieser Ansatz wirft viele Fragen auf, die sehr direkt mit der Funktion der Literatur in unserem Leben zu tun haben. Nur zwei sollen hier angedeutet werden. Wie leben die Klassiker in den Köpfen der Menschen? Sie existieren als öf-

fentliche Symbole, die Gemeinschaften bilden und erhalten — Gemeinschaften, die sich dadurch auszeichnen, dass ihre Mitglieder ein starkes Wir-Gefühl haben. Nicht ihr genauer Sinn ist dabei entscheidend, sondern die Tatsache, dass sie als bedeutsam angesehen werden. Das gleiche Symbol kann von verschiedenen Gemeinschaften mit verschiedenen Attributen versehen werden. Shakespeare kann sowohl als universaler Dichter wie als Nationaldichter gesehen werden, als Genius

Ein schwarz gekleideter junger Mann, nachdenklich einen Schädel betrachtend. Dass dies Hamlet ist, wissen wir, auch ohne die entsprechende Szene aus Shakespeares Stück zu kennen — weil Hamlet in die allgemeine Vorstellungswelt unserer Kultur eingegangen ist. Das Bild zeigt Alexander Moissi in Max Reinhardts Inszenierung 1919. (Schweizerische Theatersammlung, Bern).



des Theaters wie als Meister poetischer Bildersprache.

Wie entsteht ein Klassiker? Wenn wir das hier geschilderte Modell akzeptieren, so kann es nicht allein von der Qualität eines Textes abhängen, ob er zum Klassiker wird oder nicht. Faktoren, die nichts mit Literatur zu tun haben, können dabei eine Rolle spielen. Bei Shakespeare etwa ist zu beachten, wie sein Werk im 18. Jahrhundert — als er erst zum Klassiker wurde — dazu verwendet werden konnte, Werte des aufsteigenden Bürgertums zu illustrieren — etwa die Entwicklung eines reichen Innenlebens.

Zusammenarbeit

Diese Antworten führen zu weiteren Fragen: Wie werden Klassiker weitergegeben? Wie verwenden verschiedene Gemeinschaften ihre Klassiker? Wie schlägt sich der Wandel von gesellschaftlichen Werten im Kanon der Klassiker nieder? Die Behandlung solcher Fragen erfordert die Zusammenarbeit der Literaturwissenschaft mit andern Disziplinen, Anthropologie, Soziologie und Volkskunde, aber auch Linguistik und Geschichte.

Auch die Umfrage, die eingangs erwähnt wurde, erscheint nun in einem andern Licht. Der Begriff einer «Europäischen Literatur-Gemeinschaft» hat doch mehr Gewicht, als man eigentlich hätte annehmen wollen. Wir können auch verstehen, weshalb Autoren aus dem eigenen Land nicht genannt werden durften — die nationalen Symbole hätten sich wohl als stärker erwiesen als die europäischen. Schliesslich können wir auch sehen, dass alle, die antworteten, selbst einer Gemeinschaft angehörten, jener, deren Teilhaber Literatur als etwas Bedeutsames ansehen.

Die komplexe Situation, wie sie zur Zeit in der Auseinandersetzung mit Shakespeare als Klassiker besteht, zeigt sich auch an der kritischen englisch-deutschen Shakespeare-Ausgabe, die unter Beteiligung von Forschern an den Universitäten Basel, Bern, Fribourg und Zürich im Entstehen begriffen ist: *Englisch-deutsche Studienausgabe der Dramen Shakespeare*, hrsg. von Werner Habicht, Ernst Leisi und Ulrich Suerbaum (Francke-Verlag Tübingen).

SPRACHWANDEL IN DER SCHWEIZ

Sprachgrenzen sind Mobilitätsbarrieren, ein fremdes Sprachgebiet kann aber ebenso als Attraktivitätsfaktor wirken, das Wanderungsbewegungen induziert. Diese beiden gegensätzlichen Aussagen gelten für die Schweiz mit ihren vier unterschiedlichen Sprachregionen zwischen denen der Bevölkerungsaustausch praktisch ohne institutionelle Hemmnisse möglich ist. In diesem Beitrag soll gezeigt werden, welches der Umfang, die Richtung und die zeitliche Entwicklung der Wanderbewegungen über die verschiedenen Sprachbarrieren hinweg gewesen sind und wie sich diese Bewegungen sozial und demographisch charakterisieren lassen.

Martin Schüler
Institut de recherche sur
l'environnement construit
Eidgenössische Technische
Hochschule, Lausanne

Die Sprachgrenzen — sieht man vom Sonderfall der deutschromanischen Grenze ab — wirken effektiv mobilitäts-senkend, modifizieren sie doch das empirisch hergeleitete Gesetz von der Distanzabhängigkeit des Wandervolumens entscheidend: die Wahrscheinlichkeit einer Wanderung über eine kleine Distanz (bis etwa 50 Km) halbiert sich unter im übrigen identischen Bedingungen, wenn dabei eine Sprachgrenze zu überschreiten ist. Allerdings gilt auch die zweite Aussage: der Bevölkerungsaustausch über längere Distanzen ist unabhängig von der Entfernung, d.h. etwa identisch zwischen Luzern und der Waadt wie zwischen St. Gallen und der Waadt.

Das scheinbare Paradox löst sich rasch auf: Ein Teil möglicher Migrationen wird nicht ausgeführt, weil eine Sprachgrenze zu überwinden wäre; der Grossteil der vollzogenen Wanderungen jedoch findet nicht trotz sondern wegen des Wechsels der Sprachregion statt. Somit erstaunt wenig, dass sich Schweizer Migranten über Sprachgrenzen hinweg stark von andern Binnenwandern unter-

scheiden und zwar hinsichtlich ihrer demographischen und beruflichen Merkmale sowie der Migrationsmotive. Hin-gegen ähneln sie denjenigen Schweizern, die ins Ausland ziehen. Es gibt gewisse Unterschiede nach dem sprachlichen Herkunftsgebiet, von denen noch zu sprechen sein wird.

Der Zug zur Westschweiz und zum Tessin

Die Unterschiede sind jedoch in erster Linie in den Wanderbilanzen sichtbar, und hier beleben sie zu gewissen Perioden die öffentliche Diskussion und zwar eher in den Zuzugsgebieten, d.h. im französischen und italienischen Sprachgebiet, die beide ununterbrochen seit Jahrzehnten Wandergewinne verzeichnen. Es sind auch diese beiden Sprachgebiete, die einen deutlich überdurchschnittlichen Anteil fremdsprachiger Schweizer zählen. 1980 lebten in der Deutschschweiz knapp 80 000 französischsprachige und 45 000 italienischsprachige Schweizer, im Welschland 120 000 deutschschweizerischer und 17 500 italienischer Zunge, im Tessin 21 000 und 3500 Personen von ennet dem Gotthard und Simplon. Diese Zahlen würden Wegzugsraten von 4% aus den deutschen, 7% aus der französischen und 20% aus der italienischen